

gendwie geartete Kontinuität, bei der sich der Schöpfungsakt in die Evolution auszeitigen würde“ (65). Scheffczyk unterscheidet die „creatio ex nihilo“ von der „creatio continua“, welche letztere die Eigenwirksamkeit der Geschöpfe mit der Schöpferfähigkeit Gottes in Beziehung setzt. Die Evolution ist für den heutigen Menschen die konkrete Gestalt, unter der Schöpfung geschieht.

H.-E. Hengstenberg übt in seinem Beitrag „Evolutionismus und Schöpfungslehre“ (75–89) scharfe Kritik an den Theorien Teilhards und K. Rahners mit der Selbsttranszendenz alles Werdenden beim Zuletztgenannten. Als bessere Erklärung betrachtet Hengstenberg – wie schon an anderen Stellen seines Werkes – die „Ausdrucksrelation“, da nur so echte Vermittlung von Evolutionstheorie und Schöpfungsglaube möglich sei. Ch. Schönborns Ausführungen über „Schöpfungskatechese und Evolutionstheorie. Vom Burgfrieden zum konstruktiven Konflikt“ (91–116) zeigen auf, daß der Schöpfungsglaube schon bei den ersten Kirchenvätern, ja sogar in der Apostelgeschichte, als notwendige Voraussetzung für den Christusglauben angesehen wurde. So ist es nicht verwunderlich, wenn in heutigem Heidentum oder bei den von Zweifeln angefochtenen modernen Christen ebenfalls eine Verblässung des Schöpfungsglaubens zu einer Auflösung zentraler Glaubenssubstanz, etwa der Gottheit Christi, führt.

Trotz der vielen guten Ansätze dieses Buches bleibt man unbefriedigt. Es kann nur die eine Seite des Dialogs sein. Außerdem wird fast durchweg nicht klar genug unterschieden zwischen der Frage nach der Tatsächlichkeit der Evolution und der Ursachenanalyse (sprich Neodarwinismus). Zudem fehlt eine Differenzierung des Zufallsbegriffs, der sich in naturwissenschaftlichem Gewand als Auftrittswahrscheinlichkeit zeigt oder als Unwissenheit über die wahren Ursachen, der aber mit dem philosophischen Zufallsbegriff, noch gar als Gottersatz gedeutet, nichts zu tun hat. Man vergleiche dazu etwa: K. Henning, S. Kutschka, Mangelnde Ursache oder mangelndes Wissen? Zum Begriff Zufall in Philosophie und Naturwissenschaften: Naturwissenschaften 71 (1984) 493–499. Und: B. Rensch, Drei heterogene Bedeutungen des Begriffs „Zufall“, *Philosophia naturalis* 18 (1980) 197–208. Es ist gegen den Geist der Objektivität, die Evolutionslehre nur von der negativen Seite als „Evolutionismus“ darzustellen.

R. KOLTERMANN S. J.

3. Ethik, Recht usw.

PINCKAERS, SERVAIS (Th.), *Ce qu'on ne peut jamais faire – La question des actes intrinsèquement mauvais*. Histoire et discussion (Études d'éthique chrétienne. Studien zur theologischen Ethik). Fribourg/Paris: Editions Universitaires/du cerf 1986. 139 S.

In diesem Band sind sechs geringfügig überarbeitete Artikel bzw. Vorträge des Autors vereinigt. In ihnen allen vertritt der Autor, daß es in sich schlechte Handlungen gebe, die niemals erlaubt sein können. Zugleich wird die Hinordnung des Menschen auf sein übernatürliches Ziel betont; es gehe deshalb in der Moral nicht nur um „erlaubt oder verboten“, sondern um das Streben nach Vollkommenheit. Im einzelnen (67–110) richten sich die Analysen des Autors besonders gegen den von mir vertretenen teleologischen Grundansatz der Ethik, den er und andere als „Proportionalismus“ oder „Konsequentialismus“ bezeichnen. Er bezieht sich auf meine Artikel „La détermination du bien et du mal moral par le principe du double effet“, in: *NRTh* 87 (1965) 356–376, und „Fundamentaethik: Teleologische als deontologische Normenbegründung“, in: *ThPh* 55 (1980) 321–360. Dort wurde erläutert, daß alle moralisch schlechten Handlungen die Struktur des „Raubbaus“ haben und deshalb in sich schlecht sind: sie zerstören auf die Dauer und im ganzen gerade den (universal zu formulierenden) Wert, den man in partikulärer Hinsicht anstrebt. Dieser Auffassung wirft der Autor vor, daß dann die moralische Schlechtigkeit der Handlungen nicht an ihnen selbst liege, sondern ihnen „von außen“ zukomme, nämlich von irgendwelchen nachträglichen Auswirkungen her (71). In Wirklichkeit ist Raubbau eine der Handlung immanente Struktur.

Nach dem Autor kommt in dem von ihm so genannten „Proportionalismus“ das moralische Urteil zustande „in einem Vergleich zwischen den guten und den schlechten Folgen der Handlung in einem Abwägungs- oder Balanceurteil, das feststellt, welche überwiegen, und dies immer in Hinblick auf das angestrebte Ziel oder den entsprechenden Grund, welcher für das System charakteristisch ist“ (77). Diese Formulierung zeigt nur zu deutlich, daß die in meinem Ansatz hermeneutisch begründete Neudefinition des Begriffs „entsprechender Grund“ in keiner Weise erfaßt worden ist. Bei mir kann das in einer Handlung angestrebte Ziel überhaupt nur dann als „entsprechender Grund“ bezeichnet werden, wenn seine partikuläre Realisation es nicht auf die Dauer und im ganzen untergräbt. Der Autor meint nun weiter, es handle sich in meinem Ansatz um eine Anwendung eines bloß technischen Denkens in Mittel-Zweck-Relationen und in diesem Sinn um ein Vorherrschen der „Relation des Aktes auf sein Ziel“ gegenüber seiner „Relation auf seinen Gegenstand“ (85); dabei läßt er jedoch außer acht, daß es mir gerade nicht um die kurzfristige und partikuläre Relation eines Mittels zu einem Zweck geht, sondern um die Frage, ob die konkrete Handlung einem universal zu formulierenden Ziel (z. B. „Reichtum überhaupt“ und nicht „mein Reichtum“) auf die Dauer und im ganzen gerecht wird. Mit anderen Worten: nicht jeder „Grund“ einer Handlung ist auch schon ein „entsprechender Grund“. Ferner wendet sich der Autor gegen die Unterscheidung zwischen vormoralischen und moralischen Übeln; er behauptet, daß alle Übel, die den Menschen betreffen, als solche moralisch seien (91). Er beweist aber nur die von ihm angegriffene Auffassung, wonach ontische Übel grundsätzlich moralisch relevant sind, daß also das moralische Übel überhaupt nur durch seinen spezifischen Bezug auf ein ontisches Übel (einen Schaden), das ohne „entsprechenden Grund“ zugelassen oder verursacht wird, definiert werden kann. Gegen den Hinweis, daß man zur moralischen Beurteilung einer Handlung fragen müsse, welche Ergebnisse sie auf die Dauer und im ganzen hervorbringt, wendet P. ein, daß man ja nie alle Folgen absehen könne; man komme also auf diese Weise nie zu einem universal gültigen Gesetz (104). Richtig ist an diesem Einwand, daß man um die positive Sachgemäßheit einer Handlung nie so definitiv weiß, daß man es nicht mehr nötig hätte, unerwartete Rückmeldungen aus der Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen und sein Handeln zu ändern. Aber daß eine Handlung falsch ist, kann man durchaus bereits dann definitiv wissen, wenn sich im Rahmen der tatsächlich überschauten Ergebnisse Kontraproduktivität herausstellt. P. selbst bietet als Alternative zu meinem Ansatz an, man solle sich unabhängig von jedem Kalkül um die Tugenden der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit, der Tapferkeit und der Großzügigkeit bemühen (ebd.). Aber die Frage ist ja, wie diese Tugenden von ihren Zerrbildern zu unterscheiden sind. Jeder Tollkühne behauptet, er sei tapfer; jeder Geizhals hält sich für sparsam, und jeder Verschwender meint, großzügig zu sein; aber Tapferkeit ist gar nicht möglich ohne Vorsicht, und Großzügigkeit kann nur zusammen mit Sparsamkeit bestehen. Es ist also immer ein Abwägen erfordert. Ein letzter Vorwurf des Autors besteht darin, in meinem Ansatz werde die Moral von der Offenbarung „getrennt“. In Wirklichkeit handelt es sich um ein unterscheidendes In-Beziehung-Setzen beider Größen. Ich bin zwar der Auffassung, daß die moralischen Normen mit natürlicher Vernunft erkannt werden müssen und kein Glaubensgegenstand sind. Aber erst der Glaube ist es, der den Menschen aus der Macht der mit seiner Todesverfallenheit (vgl. Hebr 2, 15) mitgegebenen Angst um sich befreit, die ihn sonst immer wieder unmenschlich werden läßt. Mit „Angst um sich“ ist natürlich nicht eine „angoisse sur lui-même“ gemeint, die aus der angeblichen Unsicherheit des moralischen Urteils stamme (105). Genau das, was der Autor von einer sachgerechten Moral erwartet, nämlich daß sie objektiv begründet sei und ihre Gesetze universal und ausnahmslos gelten, leistet erst der recht verstandene „teleologische“ Ansatz. Denn ob eine Handlung in sich die Struktur des Raubbaus hat oder nicht, ist völlig unabhängig vom Belieben des Subjektes; in sich „kontraproduktive“ und als solche erkannte Handlungen sind immer und in jedem Fall in sich schlecht.

P. KNAUER S. J.